

Rudolf Lunkenbein (1939 – 1976)

Ein Zeugnis für die Gerechtigkeit

Die beste Art, das Evangelium zu predigen, ist, es zu leben. Eine Rose hat es nicht nötig, Predigten zu halten; sie verströmt ihren Duft, und das ist ihre Predigt. Lasst euer Leben zu uns 'sprechen' wie die Rose... Selbst der Blinde, der die Rose nicht sieht, wird von ihr angezogen.“ (Mahatma Gandhi)



Die Geschichte der salesianischen Mission unter den Indianern in Mato Grosso entwickelte sich seit etwa 1935 zunehmend zu einem Kampf um die Sicherung der Lebensrechte der eingeborenen Bevölkerung. P. Rudolf Lunkenbein wurde in diesem Kampf zu einer herausragenden Gestalt. Er bezahlte seine eindeutige Parteinahme gegen die Entrechtung von Indianern durch weiße Siedler mit seinem Leben. Durch die Schüsse gewalttätiger weißer Siedler verblutete er am 15.07.1976 zusammen mit dem Indianer Simao Cristino. Auf dem Totenzettel stand in deutscher, portugiesischer und in der Sprache der Bororos-Indianer der Satz: „Ich bin zum Dienen gekommen und dafür zu sterben.“

Rudolf Lunkenbein wurde am 1.4.1939 im oberfränkischen Döringstadt geboren. Als 13jähriger fand er am 1.9.1952 Aufnahme in das Progymnasium der Salesianer in Buxheim. Schon als Jugendlicher entschied er sich für die Mission der Salesianer in Brasilien. Als im Herbst des Jahres 1958 P. Johannes Greiner nach einer Amtszeit als Provinzial in Deutschland an seine alte Wirkungsstätte in Brasilien zurückkehrte, ging er mit nach Südamerika. Er trat in das Noviziat in Sao Paulo ein und legte am 31.1.1960 die erste Profess ab. Mit einfachen Worten und tiefer Frömmigkeit hatte er seinen Eltern in einem Brief von 13.12.1959 seinen Schritt in die Kongregation der Salesianer Don Boscos erklärt: „Das ist ja auch der Grund, warum ich ins Kloster ging: mich ganz und gar Gott zu weihen, wenn es sein Wille ist, sogar als Priester.“ Es schlossen sich philosophische Studien in Campo Grande an. Im Januar 1963 gelangte er nach seinem Wunsch und zu seiner großen Freude endlich in die Bororo-Mission nach Meruri und leistete dort ein pädagogisches Praktikum ab. Im Sommer 1965 kehrte er nach Deutschland zurück, um an der Ordenshochschule in Benediktbeuern das Theologiestudium aufzunehmen. Am 29.6.1969 wurde er in Benediktbeuern zum Priester geweiht. Ab 1970 arbeitete er wieder in Meruri. Er initiierte die Errichtung eines Kraftwerkes und verhinderte den Bau einer Straße durch das Indianergebiet. Während seiner Studienjahre hatte er begriffen, was unter dem Lebensrecht der Indianer zu verstehen ist, er hatte die Folgen der Zivilisation und der verhängnisvollen Siedlungspolitik des brasilianischen Staates für den Stamm der Bororos gesehen, die sich niederschlugen in Abtreibungs- und Geburtenverhütungspaktiken, in Kindermord, hoher Kindersterblichkeit und Alkoholismus. Von 3.000 Stammesangehörigen im Jahre 1901 war der Stamm auf 130 Personen im Jahre 1965 geschrumpft. Lunkenbein förderte die Stammeskultur, nahm die Sprache der Bororos in das Programm der Schule von Meruri auf und trat entschieden für die Besitzrechte der Indianer auf Land ein, das ihnen gesetzlich zugesichert war. Im Jahre



Deutsche Provinz der Salesianer Don Boscos

1973 wurde Lunkenbein Leiter der salesianischen Niederlassung Meruri. Es zeugt vom uneingeschränkten Vertrauen der Indianer, dass die Bororos ihn feierlich in ihren Stamm aufnahmen.

Zur Lösung der Probleme der Indianer hatten brasilianische Bischöfe und Missionare im Jahre 1972 den „Indianermissionsrat“ (IMI) gegründet; im folgenden Jahr wurde Lunkenbein in diesen Rat gewählt. Im Brasilianischen Kongress wurde ein Indianerstatut verabschiedet, das bestimmte, das innerhalb von fünf Jahren aller indianischer Grund und Boden vermessen werden sollte. Lunkenbein wurde im Jahr 1974 auch Mitglied der staatlichen Indianer-Schutzbehörde *Funai*, um mit höherer Wirksamkeit für die Rechte der Indianer und gegen die Politik dieser Behörde eintreten zu können. Diese Behörde drängte auf eine Integration der Indianer in die Industriegesellschaft. Über diese Proteste schrieb er in einem Brief vom 10.8.1975 an seine Heimatgemeinde Dörngstadt. Einige Indianer waren nach Meruri geflohen, zu diesem Modell kultureller Eigenständigkeit auf einem Grund und Boden: „Es ist erstaunlich, wie raffiniert man hier in Brasilien den Indianern den Boden wegnimmt (...). Auch hier in Meruri haben wir seit einem Jahr ganz erhebliche Schwierigkeiten in dieser Hinsicht. Man will die Indianer einfach aus diesem Gebiet hier vertreiben. Inzwischen ist es aber so, dass unsere Indianer genau wissen, dass dieses Gebiet hier ihnen gehört und dass dies sogar schriftlich niedergelegt ist. Von manchen Grundstücken gibt es aber verschiedene Dokumente. Es gibt in Mato Grosso Grundstücke, die gleichzeitig an sechs verschiedene Eigentümer verkauft worden sind. In solchen Fällen entscheidet dann meistens der Revolver. Hier ist es noch nicht so weit gekommen, aber die Polizei haben wir in diesem Jahr jeden Monat mehrmals hier bei uns, um Streitigkeiten zwischen unseren Indianern und den benachbarten Farmern zu schlichten. Leider greift die Polizei nicht energisch genug durch (...). Sie sehen, die Schwierigkeiten hier sind nicht gering. Ich weiß oft nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Bei all dem aber merkt man immer wieder greifbar die Hilfe Gottes. Es ist erstaunlich, wie sich manchmal ganz hoffnungslose und schwere Fälle schnell und zugunsten unserer Indianer lösen. Nur mit Gottes Hilfe ist das möglich. Man merkt, dass in der Heimat das Gebet für uns immer wach ist und dass wir von Gott nie verlassen sind.“

Dieses Zeugnis lässt seine Option für die entrechteten Indianer ebenso erkennen wie sein Vertrauen in die Hilfe Gottes, die ihm gewährt wurde, weil er eine gerechte Sache verfolgte. Lunkenbeins Einsatz wurde mit ersten Erfolgen belohnt. Der Lebenswille der Bororos wuchs, die Geburtenrate stieg an, der Stamm zählte im Jahre 1975 wieder 270 Personen, die Behörden hatten weiße Siedler aus dem Gebiet ausgewiesen, die Vermessungskommission nahm ihre Arbeit auf. Im Mai 1976 berichtete Lunkenbein seinen Eltern: „Wahrscheinlich wird das Problem mit unseren Farmern in diesem Jahr vollständig gelöst werden. In ein bis zwei Monaten wird das Indianergebiet vermessen und dann wird die ganz weiße Bevölkerung gerichtlich aufgefordert, das Gebiet zu verlassen. In diesen Tagen kann es aber sein, dass es zu Schüssen kommt, einige haben schon gedroht. Es wird also noch ein sehr schwieriges Jahr für uns werden, aber wir stehen ja immer in Gottes Hand und tun alles, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden.“ In diesen Worten trat der Realitätssinn Lunkenbeins deutlich hervor wie der Beweggrund seines Handelns als Leiter der Station von Meruri, nämlich für die Gerechtigkeit einzutreten.



Am Morgen des 15.7.1976 erschienen in Meruri 62 Bewaffnete, Großgrundbesitzer und ihre Heckenschützen, um die Vermessung des Landes zu verhindern. Es kam zu einem Wortwechsel. Lunkenbein trat beschwichtigend und vermittelnd auf. Die Situation schien sich zu entspannen, doch da geschah, was Lunkenbein befürchtet hatte. Unter den Schüssen eines als gewalttätig bekannten Siedlers brachen Lunkenbein und der Indianer Simao Cristino im Hof der Station zusammen und verbluteten. Leben und Tod Lunkenbeins dienten der Durchsetzung von Gerechtigkeit, ohne die eine Verkündigung des Evangeliums nicht glaubwürdig gewesen wäre. Er starb als Blutzzeuge für die Frohe Botschaft des Evangeliums.

Am 17.7.1976 wurde Lunkenbein in Meruri mit den Zeichen eines Häuptlings des Bororo-Stammes bestattet. Am folgenden Tag schrieb Ortsbischof Camilio Faresin an die Eltern, Verwandte und Freunde von Lunkenbein in Deutschland einen Brief, in dem er den im Evangelium verankerten Beweggrund des Handelns des Priesters herausstellte. „Statt seinen Tod zu beweinen, wollten wir an sein Leben denken: P. Rudolf Lunkenbein war wirklich ein Priester, der voll und ganz in Übereinstimmung mit seiner Sendung, Apostel der Liebe und Güte zu sein, lebte. Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“

Johannes Wielgoß SDB

In: Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Band II., S. 1204-1206. Hrsg. Helmut Moll, Paderborn 1999.